Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 6 (1902)

Artikel: Das süsse Geschöpf
Autor: Baerensprung, Hertha von
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-576402

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ruhe erfreut und sich geborgen unter den schützenden Flügeln der Mutter weiß.

„So lange du dienen mußt, will ich dich nicht verlassen, wir werden uns jeden Tag sehen können."

Was sagte sie? Was sagte sie nur? Er blickte sie lange an, er vermochte ein solches Glück nicht zu fassen.

„Jeden Tag, Vincenzino! Von nun an hast du keine Lavandaia mehr nötig, ich werde für deine Wäsche sorgen. Ich will dir auch immer eine Minestrina kochen und ein Glas Wein für dich halten, und sonntags führst du mich von Zeit zu Zeit spazieren. Nicht wahr, das hast du nicht erwartet? Ich will dir später alles erklären, wenn du erst wieder besser bist . . . ."

Die Schwester trat hinzu.

„Er muß ruhen!" befahl sie.

„Ja, ja," sagte die alte Bäuerin. „Du mußt jetzt schlafen, Vincenzino, der Schlaf wird dir gut thun. Schlaf, mein Liebling, schlaf, mein Schatz . . . so lange du dienen mußt, will ich dich nicht verlassen. Ich will dir später alles erklären. Und dann werden wir zusammen nach Nemi reisen, und dann ist Gioconda noch nicht verheiratet. . . ."

Der junge Mann lächelt — ein seliges Lächeln! — sein Kopf sinkt zurück, und er schläft ruhig ein.

Im Schlafe lächelt er noch, und seine alte Mutter sitzt neben ihm; sie hat ihren Rosenkranz hervorgeholt und läßt die Perlen durch die Finger gleiten, ohne ihr Kind aus den Augen zu verlieren. Sie errät, daß ihm vom Häuschen in den Albanerbergen träumt, von den Eichenwäldern, wo im Frühling die Alpenveilchen blühen, von den beiden Seen, die wie ein Opal in den Smaragd der Olivenwälder gefaßt sind, von der kleinen Freundin, „die noch nicht verheiratet ist", wenn sie in die Heimat zurückkehren.

Das süße Geschöpf.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Mit Erlaubnis aus der Zeitschrift Home Chat übersetzt von **Hertha von Baerensprung**, Lausanne.

Der Vikar der Kirche von St. Georg saß noch bei seinem Frühstück. Die Gewohnheit, gerade diese Mahlzeit etwas in die Länge zu ziehen, war noch ein Ueberbleibsel aus seiner Studienzeit.

Es war so angenehm, nicht mehr in die Vorlesungen eilen zu müssen, entweder ganz nüchtern, oder dann knapp nur so viel verschlungen zu haben, wie man in aller Eile herunterbrachte, daß er nun darin schwelgte, auf diese Mahlzeit so viel Zeit als möglich zu verwenden und gemächlich vom Schinken zu den Eiern und von den Eiern zur Marmelade überzugehen, glücklich in dem Bewußtsein, daß er die Kirche in längstens fünf Minuten erreichen konnte und daß der Gottesdienst erst um zehn Uhr anfing.

Er war ein gewöhnlicher, alltäglicher Vikar, in keiner Beziehung von besonders hervorragenden Eigenschaften. Mittelgroß, mit einem Gesicht, das weder hübsch noch häßlich, wohl aber offen und sympathisch genannt werden konnte, war er nicht der Mann, die Blicke auf sich zu ziehen. Am Tage besuchte er fleißig die Armen und die Kranken und rauchte abends gerne eine Pfeife in Gesellschaft eines Studienfreundes. Er beschäftigte sich angelegentlichst mit den Abendschulen und dem Arbeiterklub, und wenn auch seine Predigten nicht bewirkt, daß jemand sich besserte, so war durch sie auch noch niemand schlechter geworden.

Es ist leicht zu begreifen, daß des Vikars Leben recht eintönig war. Außer seinem alljährlichen Urlaub, der etwas Abwechslung in seine Existenz brachte, erlebte er nicht viel Aufregendes; denn St. Georg war eine recht arme Gemeinde, die noch nicht unter dem Protektorat irgend einer hohen Dame stand. Die Armen waren lediglich der Fürsorge des Pfarrers und seiner Frau, sowie der des Vikars überlassen.

Da kamen noch keine vornehmen Damen in eleganten Equipagen durch die engen Straßen gefahren, um in den reinlichern Häusern Krankenbesuche zu machen und Konzerte oder Bazare zu veranstalten, wo die Bevölkerung nichts Brauchbares kaufen konnte. Nein, die Gemeinde von St. Georg war entschieden langweilig, und das Leben des Vikars vielleicht das allereintönigste.

An dem Morgen unserer Erzählung herrschte gerade ein dichter Nebel, und der Nebel hatte auf den Vikar stets einen niederdrückenden Einfluß. Die Straßen schienen dann noch enger und schmutziger, und zudem hatte der Nebel eine besondere Art, in des Vikars Kehle zu dringen und einen Hustenreiz hervorzurufen, der ihm beim Lesen seines Bibelabschnittes Schwierigkeiten verursachte.

Er war erst kürzlich von seinem Urlaub zurückgekehrt und noch in der Stimmung, sentimentalen Betrachtungen über die Lieben zu Hause, die er verlassen, nachzuhängen — als sie erschien.

Er war am Marmeladestadium seines Frühstücks angelangt und ließ seine Blicke, vielleicht zum hundertsten Mal an jenem Morgen, zum Fenster hinaus in die neblige Straße gleiten.

Da trat aus dem grauen Nebel eine zierliche, kleine Figur, ganz in Grau gekleidet, mit großen grauen Augen in einem feinen, süßen Gesicht. Sie trug eine Musikmappe in der Hand und ging rasch; aber als sie an seinem Fenster vorbeiging, sah sie hinauf, und ihre Blicke trafen sich.

Es war nur ein Moment; dann war sie vorbei, und der Vikar kehrte wieder zu der Marmelade zurück, mit dem unbestimmten Gefühl, als ob die Sonne einen Augenblick geschienen und dann wieder hinter wallenden Nebelschichten verschwunden sei.

Die Erinnerung an dieses „süße Geschöpf", wie er sie in Gedanken betitelte, ließ ihm den ganzen Tag keine Ruhe, und am nächsten Morgen sah er sie wieder.

Mit der Zeit gewöhnte er sich, jeden Morgen nach ihr auszuschauen, und wenn er sie einmal nicht sah, schien ihm der der Tag nicht vollgültig.

Eines Abends bemerkte er sie auf dem Heimweg, und sofort stürzte er, sein Fahrrad zu holen, und folgte ihr ganz unbefangen darauf in einiger Entfernung.

Er benötigte wirklich einen frischen Kuchen zu seinem Thee, und es war ihm gar nicht unangenehm, ihn nicht beim nächsten Bäcker zu holen. Sie, das „süße Geschöpf", wohnte nicht weit von ihm — bloß in der nächsten Straße — aber das war noch kein Vorwand, eine Bekanntschaft zu bewerkstelligen. Diese Straße wurde von der bessern Gesellschaftsklasse bewohnt und war für des Pfarrers Privatbesuche reserviert. Die Vikare wurden nur zu den Armen gelassen. Der Pfarrer sagte, daß er für „Vikarjägerinnen" unter seiner Herde nicht viel übrig habe, noch für Courschneidereien von Seiten seiner Vikare, und diese letztern — leider muß es gesagt werden — nahmen es etwas übel, daß er ihnen den schlechten Geschmack zutraue, sich in die Damen der Gemeinde von St. Georg zu verlieben.

Immerhin, das „süße Geschöpf" wohnte in der Gemeinde, und so war noch Hoffnung vorhanden, ihre Bekanntschaft zu machen. Vielleicht könnte man sie dazu bringen, in der Sonntagsschule mitzuwirken oder bei den Theeversammlungen der Gemeinde mitzuhelfen oder beim Nähverein einzutreten, gleich was — nur damit sie sich treffen würden.

Aber die Zeit verging, und sie trat nicht in die Sonntagsschule ein, ließ sich auch bei keiner andern gemeinnützigen Gemeindearbeit blicken, und der Vikar fing an zu verzagen.

Kurz vor Weihnachten erschien ein junger Mann auf der Bildfläche, und man sah ihn oft in Begleitung des „süßen Geschöpfes".

Des Vikars Herz wurde ordentlich schwer, als er sie beobachtete, wie sie zusammen lachend die Straße entlang gingen. Sie hatte sicherlich schon einen Anbeter. Sie war viel zu hübsch, um als erwachsen nicht eines Mannes Herz gewonnen zu haben. Der junge Mensch war ein Gentleman und schien von ihr bevorzugt zu werden; denn wenn sie in seiner Begleitung war, strahlte ihr Gesicht stets vor Freude.

An den beiden nächstfolgenden Morgen rückte der Vikar seinen Stuhl so, daß er beim Frühstück dem Fenster den Rücken zukehrte. Doch bei dieser Plazierung schmeckte ihm das Frühstück nicht recht, und die Tage schienen ihm lang und freudlos.

Sonntagsruhe beim Kleinbauern.
Originalzeichnung von Karl Gehri, Münchenbuchsee.

Da kam ihm auf einmal ein einleuchtender Gedanke: dieser junge Mensch konnte ja ebensogut ihr Bruder sein; zwar war keine Aehnlichkeit vorhanden, doch für einen Liebhaber war er lange nicht zuvorkommend genug. So zum Beispiel trug der junge Mann nie die Musikmappe — selbstverständlich ein brüderliches Versehen! Nun wäre einzuwenden gewesen, daß eine Schwester einer solchen Vergeßlichkeit schleunigst abgeholfen hätte, wogegen es ihr an anderer Stelle nicht so leicht hätte fallen dürfen. Aber Leute in des Vikars Herzensverfassung sind nicht mehr imstande, eine so wichtige Frage wie die vorliegende von beiden Seiten unparteiisch zu betrachten.

Also nahm er ganz beruhigt am nächsten Morgen wieder seinen gewohnten Platz ein und sah die beiden vorbeigehen, ohne die geringste Eifersuchtsanwandlung zu verspüren.

Bald darauf fand die große Gemeinde-Theeversammlung statt, was den Vikar in keine besonders gehobene Stimmung versetzte. Ihm waren solche Gemeindeabfütterungen verhaßt, ihn widerte der Geruch des angebrauten schlechten Thees und des minderwertigen Pflaumenkuchens an; solch' vollgepfropfte Räume, wo er von Leuten, die nicht übermäßig reinlich waren, herumgestoßen wurde, waren ihm im höchsten Grad verhaßt, und am unangenehmsten war ihm, wenn er die Theetöpfe aus dem großen Kessel wieder auffüllen mußte, eine Arbeit, die an solchen Gemeindethees meist ihm aufgebürdet wurde.

Doch als er den Saal betrat, wurde er plötzlich zum eifrigsten Schwärmer von solchen gemeinnützigen Veranstaltungen; denn die erste Person, die ihm in die Augen fiel, war das „süße Geschöpf". Sie trug ein weißes Musselinkleid, und jemand, wahrscheinlich ihr Bruder, hatte ihr einige feuerrote Nelken geschenkt, die sich von ihrem weißen Hals gar herrlich abhoben. Sie stand an einem der langen Tische, hielt in der einen Hand einen Teller mit Butterbrot, in der andern eine Schüssel mit Kuchen. So war sie also doch endlich bei einer solchen Gelegenheit zugegen.

Der Vikar nahm seinen Platz neben dem Theekessel ein und gab sich Mühe auszusehen, als ob nichts Ungewöhnliches vorgefallen. Er versuchte dem Pfarrer, als er von ihm angesprochen wurde, vernünftige Antworten zu geben und mit den helfenden Damen zu scherzen, wenn sie ihre Theekannen zum Auffüllen zu ihm brachten. Doch die ganze Zeit dachte er dabei nur an das „süße Geschöpf", hatte nur Augen für sie. Er beneidete die Leute, weil sie von „ihr" lächelnd angesprochen wurden, er beneidete sie, weil sie von ihrer zarten Hand bedient wurden; er beneidete den Pfarrer, weil sie zu ihm kam, um seinen Rat zu holen, als ihr die Butter ausging und für Tony Tomms nicht mehr genug Kresse da war.

Einmal — leider nur ein einziges Mal, ließ sie sich von ihm die Theekanne neu auffüllen. In seiner Aufregung goß er sie beinah zu voll. Zum Glück konnte er noch im letzten Moment einhalten, und als er sie zurückgab, richtete er es so ein, daß er ihre Hand berührte, und sie dankte ihm mit gewinnendem Lächeln. Im nächsten Augenblick lächelte sie gerade ebenso bezaubernd einen ausgehungerten Botenjungen an, dem sie Thee eingoß; aber wie gesagt: der Vikar war nicht mehr in der Verfassung, so feine Unterschiede zu machen.

Endlich ein lichter Tag in seinem eintönigen Leben!

Später, als der Thee abgetragen, sang sie. Ihre Stimme hatte nichts so besonders Berückendes, — sie war süß und angenehm, das war alles, was man zu ihren Gunsten aussagen konnte. Doch dem Vikar schien sie die schönste, die er noch je gehört, und jede Note prägte er sich ein, damit er sich in den langen, öden Stunden noch in der Erinnerung daran ergötzen könne.

Doch wie jedes Vergnügen, so ging auch dieser Tag zu Ende und zwar nach des Vikars Meinung nur allzu schnell. Das „süße Geschöpf" ging schon sehr früh fort, und obgleich er ihr eigenhändig die Thüre öffnete und gute Nacht wünschte, bekam er doch bloß ein abwesendes „Danke!" zu hören. Ihr wenigstens konnte man den Vorwurf einer Vikarjägerin nicht machen.

Von diesem zufälligen Treffen versprach sich der Vikar sehr viel und baute noch kühnere Luftschlösser.

Sein Mut wurde jedoch einen oder zwei Tage später etwas gekühlt, als er sie zur gewohnten Stunde nicht vorbeikommen sah. Mehrere Tage vergingen, ohne daß er sie erblickte, und zuletzt dachte er, daß sie erkrankt sein müsse. Die Influenza regierte, und er sorgte sich um sie, seinen besorgten Blicken war sie stets etwas zart erschienen.

Eines Morgens erhielt er ein Billet von der Frau Pfarrer, in welchem sie ihn ersuchte, in der Gemeindekirche um zwei Uhr ihren Mann bei einer Trauung zu vertreten, da er an Influenza erkrankt und dadurch verhindert sei, sie selbst zu übernehmen. Den Vikaren wurden die Trauungen selten überlassen, ausgenommen die der Armen. Die Trauungen in den Kreisen der Bessersituierten behielt sich der Pfarrer vor, überließ aber die Begräbniszeremonien meist seinen Gehilfen.

Doch auch der Vikar zog die Hochzeiten den Begräbnissen vor und machte sich demgemäß vergnügt bereit. Seine Laune wurde noch besser, als er in dem Bräutigam den Bruder des „süßen Geschöpfes" erkannte. Dann würde sie natürlich auch kommen, vielleicht gar Brautjungfer sein, und man konnte ja nicht wissen, ob ihnen nicht Gelegenheit geboten würde, verstohlene Blicke zu wechseln. Er wünschte nur, die Kirche wäre mit Blumen geschmückt worden, sie war ein so kahles, ödes Gebäude. Doch draußen wenigstens lag glänzender Sonnenschein, und er würde „sie" sehen ... das war die Hauptsache!

Nun kam die Hochzeitsgesellschaft mit der Braut durch das Schiff geschritten. Brautjungfern waren keine dabei, und die Braut trug bloß eine matte, taubengraue Toilette und einen großen Hut mit weißen Federn, der ihr Gesicht ganz verdeckte.

Plötzlich hob sie den Kopf, und das Herz des Vikars zuckte in jähem Schrecken zusammen — denn die Braut war „das süße Geschöpf"!

Wie er mit der Trauung fertig wurde, blieb ihm stets ein Rätsel, ebenso, wie er die Abschiedszene in der Sakristei überstand. Nur froh war er, daß niemand vorschlug, er solle die Braut küssen, und froh war er sogar, als die Wagenthür hinter ihr geschlossen wurde und sie die Gemeinde von St. Georg vielleicht für immer verließ.

Das war der einzige Roman in seinem Leben. Manche Leute finden, er sei hoffnungslos prosaisch. Zugegeben! Aber immerhin, dieses Mädchen, mit dem er kaum ein Wort gewechselt, das hatte er geliebt mit all' der Kraft seines ehrlichen Herzens, und mit ihrem Fortgang zog auch alle Freude aus seinem Leben.

Er ist immer noch unverheiratet, immer noch im Sprengel von St. Georg thätig und lebt noch in derselben dumpfigen Straße, die ihm durch die Erinnerung an die zierliche Figur des „süßen Geschöpfes" geheiligt ist.

Morgen ist sein Geburtstag.

Erlebt und erzählt von **Helene Spieker.**

Nachdem wir den Mai und Juni über vor Kälte mit den Zähnen geklappert hatten, was alles dem unglücklichen Martinique in die Schuhe geschoben wurde, hatte endlich der Juli die ersehnte Sommerwärme gebracht. Heiß lag die liebe Sonne den ganzen Tag über der großen Aare-Ebene und dem malerischen Thun, und ich ging daher gern am Spätnachmittag von der Stadt nach Scherzligen zu, dem hübschen Dörfchen, wo die rasche, grüne Aare den See verläßt, um mir am Fluß- und Seeufer ein bischen Kühlung zu holen.

Täglich begegneten mir auf diesem Wege ganze Scharen von Knaben, die, das Badezeug unter dem Arm, nach dem Badeplatz am See pilgerten, dort wo der letzte der Riesenbäume des schönen Schloßparks von Schadau seine tiefhängenden Aeste im See spült.

Eben war wieder solch lustiger Trupp an mir vorübergezogen. Ein kleiner Kerl in blauer Matrosenbluse trennte sich von den übrigen, blieb zurück und begann am Wiesenrain einen mächtigen Blumenstrauß zu pflücken.

„Grüetzi!" sagte er mit dem hübschen Schweizergruß, als ich an ihm vorüberkam, und zog seinen kleinen Strohhut.